

Kim Paffenroth

# DYING TO LIVE

*Vom Überleben unter Zombies*

Aus dem Amerikanischen  
von Doris Hummel

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe  
*Dying to Live: A Novel of Life Among the Undead*  
erschien 2007 im Verlag Permuted Press.  
Copyright © 2006 by Kim Paffenroth

1. Auflage April 2010  
© dieser Ausgabe 2010 by Festa Verlag, Leipzig  
Titelbild: iStockphoto.com  
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-091-3



*Dem heiligen Augustinus  
und George A. Romero gewidmet –  
zwei der größten Philosophen  
im Bereich der dunklen Seite  
der menschlichen Natur*





Tod, wo ist dein Sieg?  
1. Korinther 15, 55

Ich seh', nach Leben strebend, such ich Sterben,  
Tod suchend, find ich Leben. Nun, er komme!  
Shakespeare, *Maß für Maß*, 3.1.42–43



# Kapitel 1

Als ich erwachte, sah ich, dass sich ein einsamer Zombie unter mein bescheidenes Versteck verirrt hatte. Das Baumhaus, in dem ich die Nacht verbracht hatte, war nicht besonders solide gebaut – der Boden bestand aus einer einfachen, mit ein paar Brettern verstärkten Sperrholzplatte und drei Sperrholzwänden, die vierte Seite war offen. Ein Dach gab es nicht, aber der Himmel war klar, also war mir das egal. Die einzelnen Bauteile waren nicht angestrichen und allesamt irgendwie schief, an vielen Stellen klafften große Lücken, und die Wände waren zwischen einem halben und einem Meter hoch. Das Baumhaus saß jedoch höher in den Ästen als üblich, fast vier Meter über dem Boden (die Mutter des Kindes musste eine, wie wir das immer genannt hatten, »coole Mom« gewesen sein, wenn sie ein so gefährliches Spielhaus erlaubte), sodass ich umso überraschter war, als ich meinen unerwünschten Besucher sah.

Ich ließ meinen Blick über die umliegenden Felder und Bäume schweifen und vergewisserte mich, dass der Zombie und ich allein waren; mein Herzschlag verlangsamte sich. Innerhalb weniger Augenblicke hatte sich meine Situation komplett verändert: Eben noch in friedliche morgendliche Träumereien versunken, blickte ich im nächsten Moment dem möglichen oder gar sicheren Tod ins Auge, aber letztlich löste sich das Ganze dann doch nur in einer kleinen Unannehmlichkeit auf. So gesehen war es ein recht typischer Vormittag.

In Baumhäuser oder auf irgendwelche anderen erhöhten Plattformen zog ich mich, seit ich durch das Land wanderte, nachts am liebsten zurück, wenn ich ein paar Stunden Schlaf nachholen wollte. Wenn man sich in ein Haus wagte, musste man es zuerst gründlich durchsuchen, und wenn man später zu schlafen versuchte, fragte man sich trotzdem immer, ob man nicht doch ein Versteck übersehen hatte, aus dem der echte Boogeyman, der keinen Schlaf braucht, des Nachts hervorkriechen würde. Die Türen und Fenster zu verbarrikadieren machte ziemlichen Krach, der oft eine wachsende Ansammlung Untoter

anlockte, deren Stöhnen und Kratzen an der Tür einen dann vermutlich nicht nur die ganze Nacht wach hielt, sie stellten außerdem eine Gefahr dar, wenn man seinen Unterschlupf am nächsten Morgen wieder verlassen wollte. Wenn man nicht in einer Gruppe unterwegs war, war ein Gebäude nicht gerade die beste Wahl bei der Suche nach einer gemütlichen Unterkunft am Rande der Hölle.

Kleine erhöhte Plattformen waren hingegen ideal. Nicht gemütlich, aber ideal. Normalerweise musste man sich irgendwie an ihnen festbinden, um nachts nicht hinunterzufallen, und außerdem meist im Sitzen schlafen, aber das war kein sehr großes Opfer, wenn man im Gegenzug ein paar segensreiche Stunden lang ein bisschen Seelenfrieden fand. Die Untoten sind von Natur aus nicht neugierig und schauen fast nie nach oben, sodass die Chancen, entdeckt zu werden, wenn man sich erst einmal in seinem kleinen Adlerhorst befand, recht gering waren. Außerdem wurde der eigene Geruch von dort oben normalerweise nicht zu den Biestern nach unten getragen, und genau aus diesem Grund hatten die Jäger die Plattformen früher benutzt – in Zeiten, als die Menschen noch die Jäger waren, nicht die Gejagten. Die Baumhäuser stimmten mich immer ein wenig traurig, da sie mich an meine Kinder erinnerten – aber was sollte ich denn tun? Auf jeden Fall waren meine kleinen Himmelskästen die besten Nachtlager, solange die lebenden Toten unterwegs waren. Aber »das Beste« war noch nie gleichbedeutend mit »perfekt«, und diese kleine Weisheit war nun unendlich wahrer als zuvor.

Ein Grund, weshalb der Zombie und ich an diesem Morgen allein blieben, war, dass er nicht in der Lage war, einen Laut von sich zu geben. Wie so vielen seiner Artgenossen hatte man ihm die Kehle aufgerissen, sodass seine Luftröhre nur noch ein zerfetztes Loch war, und die Vorderseite seines Anzugs war über und über mit braunen Blutflecken bedeckt.

Er sah mit teilnahmslosen, trüben Augen, denen jeglicher Ausdruck fehlte, zu mir nach oben – da waren kein Hass und nichts Böses, ja nicht einmal Hunger. Nur Leere. Trotzdem waren sie irgendwie unheimlich – wie der starre Blick einer

Schlange oder eines Insekts. Dieser Blick würde sich nie ändern, egal, ob man ihm einen riesigen Nagel in den Kopf jagte oder ob er seine gelben Zähne in weiches, warmes Menschenfleisch bohrte; er empfand weder Angst noch Befriedigung. Sein weit aufgerissener Mund erinnerte hingegen eher an das Maul eines Tieres, und während er mit seinen widerlichen Klauen nach oben kletterte, schien es beinahe, als nage er an der Rinde des Baumes.

Einige Augenblicke lang stand ich nur da und sah zu ihm nach unten. In Momenten wie diesen – von denen es in den letzten paar Monaten einige gegeben hatte – wünschte ich mir immer, ich sei Raucher. In ein paar Sekunden musste ich gegen dieses Ding kämpfen, und einer von uns würde danach nicht mehr existieren – »sterben« war hier ganz offensichtlich nicht das richtige Wort – und allein die Tatsache, dass ich dort stand und über diese Unvermeidlichkeit nachdachte, schrie geradezu nach irgendeiner Ablenkung, nach einer zwar sinnlosen, aber dennoch sinnlichen Angewohnheit wie das Rauchen, die dem Ganzen ein wenig den Schrecken nahm. Ich schätze, ich hätte einen Kaugummi kauen können, aber das schien mir diese Situation, die so ernst, überwältigend und traurig war, dass wohl nur wenige Menschen je etwas Schlimmeres erlebt hatten, eher ins Lächerliche zu ziehen.

Da ich nichts hatte, das mich hätte ablenken können, spürte ich die volle Last dieser unvermeidlichen, entsetzlichen Pflicht auf meinen Schultern, und sie kam mir unendlich schwer und ungerecht vor. Ich war eben erst aus einem relativ friedlichen Schlaf erwacht, und doch überkam mich bereits wieder drückende Müdigkeit. Wie gesagt – ein ziemlich typischer Vormittag.

In den vergangenen Monaten hatten sich die Leute unzählige Namen für die wandelnden Toten ausgedacht. Wenn wir nicht gerade gegen sie kämpften oder wie der Teufel vor ihnen wegrannten, überlegten wir uns für gewöhnlich amüsante Bezeichnungen für sie. »Fleischpuppen« war ein ziemlich beliebter Ausdruck. Manche fanden »Jacks und Janes« passend, so als seien sie nur ein paar nervtötende Nachbarn aus dem nächstgelegenen Kreis der Hölle.

Manchmal, wenn sie besonders laut und wild waren, aber keine unmittelbare Bedrohung darstellten, nannten wir sie auch einfach nur »Eingeborene«, in Anlehnung an »Die Eingeborenen sind rastlos«. Vielleicht war das ein bisschen rassistisch, ich weiß es nicht. »Wandelnde Leichen« traf es schon ziemlich genau. Meistens blieben wir jedoch beim Altbewährten – Zombies. Genau das waren sie schließlich, und wir selbst waren stets nur einen Atemzug davon entfernt, selbst einer zu werden – ein stumpfsinniger, wankender Fleischsack ohne Verstand.

Mein Zombie an diesem Morgen sah aus, als sei er in seinem menschlichen Leben ein Mann mittleren Alters gewesen, bereits leicht ergraut und durchschnittlich gebaut. Sein Anzug war noch unbeschädigt, und abgesehen von der Wunde am Hals gab es keinerlei Anzeichen für weitere Kämpfe mit Menschen oder anderen Zombies. Der Zerfall hatte jedoch seinen Tribut gefordert, und er sah eher vertrocknet als klebrig und schleimig aus, mehr wie eine spröde Hülse als der triefende Eitersack, in den sich einige andere verwandelten.

Zunächst nahm ich ihn gründlich in Augenschein, um beurteilen zu können, welche Bedrohung von ihm ausging und um meinen Angriff zu planen, aber schon bald schweifte ich ab und malte mir sein menschliches Dasein aus. Vielleicht hatten seine Kinder ja dieses Baumhaus gebaut und er hielt sich deshalb in seiner Nähe auf, fast so, als wolle er es bewachen oder als warte er darauf, dass sie zurückkehrten. Oder schlimmer noch – vielleicht waren es seine Kinder gewesen, die ihm die Kehle zerfetzt hatten, als er mitten im Chaos des Ausbruchs nach Hause geeilt war, um sich, hoffnungsvoll trotz aller Hoffnungslosigkeit, zu vergewissern, dass es ihnen noch gut ging. Vielleicht war er aber auch, was nicht weniger entsetzlich gewesen wäre, an seiner Arbeitsstelle oder auf dem Nachhauseweg gebissen worden und zu Hause eingefallen, um seine Kinder zu töten.

In meinem Kopf drehte sich alles, und ich klammerte mich an die Wand des Baumhauses. Ich hatte von Soldaten in anderen Kriegen gehört, die irgendwann ein »Tausend-Yard-Starren« entwickelten, einen vollkommen hohlen Blick, an dem man erkannte, dass sie sich mit der Hoffnungslosigkeit und dem

Schrecken rundum abgefunden hatten; meist dauerte es dann nicht mehr lange, bis sie entweder starben oder wahnsinnig wurden. Ich hingegen litt unter dem Tausend-Yard-Starren aus dem Krieg gegen die Untoten: Wenn man sich die Zombies erst als menschliche Wesen vorstellte, wenn man darüber nachdachte, dass sie einst Kinder gehabt, gelebt und geliebt und Sorgen, Hoffnungen und Ängste in sich getragen hatten, konnte man sich genauso gut, gleich an Ort und Stelle, eine Knarre in den Mund stecken und allem ein Ende bereiten, weil man sonst wahnsinnig wurde – und das schnell. Aber, weiß Gott, wenn man sie nie als Menschen betrachtete, wenn man sie nur als Fleischpuppen sah, deren Köpfe vor dem Gewehrlauf explodierten, dann war es vielleicht ein Glücksfall, wenn jemand die Gnade besaß, einem ebenfalls eine Kugel in den Kopf zu jagen, denn dann war man zu einem viel größeren Monster mutiert, als sie es jemals sein konnten.

Ich schüttelte mich, um mich aus meiner Lähmung zu befreien – ich bin mir nicht ganz sicher, warum, aber ich war noch nicht bereit aufzugeben. Ich warf meinen Rucksack hinunter, und er landete hinter dem Zombie. Er drehte sich danach um und blickte sofort wieder zu mir nach oben. Sein Kopf fiel von einer Seite zur anderen, und auch jetzt war ich froh, dass er zur Stummheit verdammt war, denn ganz offensichtlich war er ziemlich aufgebracht und hätte bestimmt einen ordentlichen Lärm veranstaltet, wenn er gekonnt hätte.

Wir benutzten unsere Schusswaffen nie, wenn es nicht unbedingt nötig war – sie waren einfach zu laut und lenkten viel zu viel unerwünschte Aufmerksamkeit auf sich –, also zog ich das Messer mit der langen, dünnen Klinge, das wie ein Bajonett aussah, heraus, da ich es für die am besten geeignete Waffe hielt. Ich stellte mich an den Rand der Sperrholzplattform. »Es tut mir leid«, sagte ich und sah dem Zombie direkt in die Augen. »Ganz tief drinnen verstehst du mich ja vielleicht noch: Es tut mir leid.«

Ich trat einen Schritt nach vorne und stürzte hinunter. Ich versuchte, ihn mit meinem rechten Fuß an der Schulter zu treffen, aber er fuchtelte wild mit den Armen herum, sodass mein

Stiefel ihn am linken Handgelenk traf und an seinem Arm abrutschte. Ich warf mich nach rechts und rollte zur Seite, während der Zombie gegen den Baum knallte.

Als er sich zu mir umdrehte, rappelte ich mich auf, machte einen Schritt nach vorne und bohrte ihm das Messer ins linke Auge. Er fuchtelte mit den Händen, aber ich konnte nicht erkennen, ob er mich angreifen oder meinen Schlag abwehren wollte. Die Klinge war so lang und dünn, dass sie sich beinahe bis zu seiner hinteren Schädelwand durchgebohrt hatte. Der ganze Angriff verlief völlig lautlos, nur als die Klinge durch den Augapfel ins Hirn eindrang, war ein glitschiges Matschgeräusch zu hören.

Ich zog das Messer wieder heraus, packte den Zombie an den Haaren und warf ihn neben mir zu Boden, wo er regungslos liegen blieb.

Damit war es vorbei. Wie wir alle hatte ich mir immer vorgestellt, Kämpfe auf Leben und Tod seien höchst dramatisch. Aber ich hatte die Erfahrung gemacht, dass man nur in den seltensten Fällen auf Chuck-Norris-Tritte zurückgreifen oder *Matrix*-artig die Wände hochrennen musste, während man zwei Automatikwaffen abfeuerte. Falls jemals irgendjemand einen Film über den Krieg gegen die Untoten dreht, wird man darin womöglich solche Tricks sehen, ich weiß es nicht. Aber meistens, wie an diesem Morgen, gab es nur ein paar heftige, unbeholfene Hiebe, und alles war vorbei.

Ich war kaum außer Puste, geschweige denn völlig außer Atem, obwohl ich fand, dass jemand, der gerade etwas getötet hatte, das noch irgendwie menschlich war, wenn vielleicht auch nur ein ganz klein wenig, es eigentlich sein sollte. Noch vor ein paar Monaten wäre mir zumindest übel geworden, aber jetzt nicht mehr. Die Kreatur von oben aus dem Baumhaus zu beobachten, war viel traumatischer gewesen, als ihr den tödlichen Stich zu verpassen.

Ich beugte mich über meinen Mächtegern-Mörder und säuberte das Messer an seiner Anzugjacke. Dann griff ich in seine Jackentasche. Dieses kleine Ritual führte ich, wenn ich konnte, jedes Mal durch, obwohl das Entsetzen und die Not in dieser von Zombies verseuchten Welt es meist unmöglich machten.

Ich zog seine Brieftasche heraus und entnahm ihr den Führerschein. Ich starrte lieber auf das Führerscheinfoto als hinunter zu meinen Füßen, auf den blutüberströmten Schrecken mit dem untoten Auge und der blutigen, leeren Augenhöhle. Das Gesicht lächelte mich an, glücklich, lebendig – Jahre, Jahrzehnte seines Lebens noch vor sich. Ich räusperte mich, um deutlicher sprechen zu können: »Ich habe Daniel Gerard getötet. Ich hoffe, er ist jetzt an einem besseren Ort.«

Dann warf ich die Brieftasche mit dem Führerschein auf seinen bewegungslosen Körper, schwang mir den Rucksack über die Schulter und sah zu, dass ich dort wegkam.

Es war nun fast ein Jahr her, dass es begonnen hatte und all die furchtbaren Dinge aus der Bibel nach und nach wahr geworden waren. Armageddon. Die Apokalypse. Das Ende aller Tage. Gottes rechtmäßiges Urteil über die sündhafte Menschheit – oder wie auch immer der selbstgerechte Idiot, der einmal pro Woche von der Kanzel schimpfte, es genannt hatte. Nun, er mochte vielleicht selbstgerecht und ein Idiot gewesen sein, und jetzt schlurfte er vermutlich wie die meisten anderen durch die Gegend und sabberte sich voll, weil sein halbes Gesicht zerfetzt war, aber es deutete doch einiges darauf hin, dass er ein paar Insiderinformationen gehabt hatte, die wir anderen auch ganz gern ein bisschen früher gekriegt hätten.

Für die meisten Menschen hatte es, nehme ich wenigstens an, wie jeder ganz normale Tag angefangen. Zähne putzen. Die Ehefrau völlig gefühllos zum Abschied küssen. Zur Arbeit gehen. Irgendwo unterwegs irgendwas fürs Frühstück holen. Frühstück, ohne es wirklich zu genießen. Und dann, plötzlich, geht irgendetwas in dieser segensreichen, gnadenvollen, tröstlichen Routine ganz entsetzlich schief, und irgendjemand – vielleicht dein Nachbar oder dein Kollege oder, noch schlimmer, deine Frau oder deine Kinder – schwankt mit leerem Blick auf dich zu und versucht, dir mit bloßen Zähnen die Kehle rauszureißen. Wenn er dich erwischt, musst du dir keine Sorgen mehr machen, denn dann bist du tot und stehst wieder auf und wankst wie er durch die Welt, hast keine Gedanken oder Gefühle mehr,

sondern schlurfst nur umher und versuchst, Leute zu beißen. Wenn du ihm aber entkommst, wirst du zu einem der Überlebenden, zumindest für eine Weile, dann lebst du ständig in Sorge und das einzige Gefühl in dir ist Angst. So oder so – willkommen in der Hölle.

Von theologischen Erklärungen einmal abgesehen, nahmen die meisten automatisch an, die Toten würden aufgrund einer Infektion wieder auferstehen und töten und diese Infektion würde sich über die Bisse ausbreiten. Die nächste logische Schlussfolgerung war – leider gab es ja keine zuverlässigen Beweise für Zombie-Seuchen vor Beginn des 21. Jahrhunderts (von Horrorfilmen einmal abgesehen) –, dass wir wohl an irgendwelchen Viren und der DNS herumgeforscht und uns diese ganze Scheiße selbst zuzuschreiben hatten.

Aber auch in diesem Fall lag eine theologische Erklärung nahe. Dank unserer eigenen Arroganz und Ignoranz hatten wir eine Hölle auf Erden geschaffen, und nun mussten wir ernten, was wir gesät hatten – und das nicht zu knapp. Dreister als jedes Pärchen, das einen Apfel gegessen oder jeder Trottel, der beim Turmbau zu Babel Mörtel auf einen Ziegel geklatscht hatte, hatten wir mit den Vorrechten des Herrn gespielt, und entweder hatte er uns den verdammt noch mal gewaltigsten Denkkzettel aller Zeiten verpasst, oder wir hatten einfach etwas in Gang gesetzt, das nur noch er kontrollieren konnte. Scheiße, man musste ja noch nicht mal an die Bibel glauben, um zu erkennen, wie viel Sinn all das ergab. Der eine oder andere erinnert sich vielleicht noch an diese verrückte Geschichte aus der griechischen Mythologie, die man in der fünften Klasse hört – die mit der Büchse der Pandora. Dieselbe verdammte Sache. Eine Büchse voller umherwandelnder Kannibalenleichen, die sich nicht mehr schließen lässt, wenn man sie einmal geöffnet hat.

Nun, die Frage, wie genau diese Büchse geöffnet worden war, führte unter den Überlebenden zu heißen Diskussionen – sofern wir nicht gerade kämpften, um unser elendiges Dasein zu verlängern, und uns den Luxus einer Unterhaltung oder einer Diskussion erlauben konnten. Der totale Krieg oder ein terroristischer Anschlag waren wohl die am wenigsten unterstützten

Theorien, obwohl auch sie eifrige Verfechter fanden. Ich weiß nicht, weshalb nicht noch mehr von uns an diese Hypothese glaubten. Das klingt jetzt vermutlich komisch, aber ich denke, es lag daran, dass dies die untröstlichste all unserer Spekulationen war. Es war zu schrecklich, sich vorzustellen, dass irgendjemand, und seien es Terroristen, diese höllische Untodes-Pest über die Welt bringen konnte, über ihre eigenen Leute und sogar über Frauen, Kinder und Alte. Gleichzeitig lieferte diese Theorie eine zu simple und oberflächliche Erklärung, so, als wären nur ein paar Irre an allem schuld, eine winzige Gruppe Unzufriedener – ein Schrecken dieses Ausmaßes schien doch nach einer mächtigeren, weiter reichenden Ursache zu verlangen.

Wahrscheinlich war das der Grund, weshalb so viele Menschen an die paranoide Verschwörungstheorie glaubten, unsere oder eine andere Regierung habe den Krankheitserreger freigesetzt, weil sie ihn auf entsetzlich stümperhafte Weise am lebenden Objekt testen wollte. Anhänger verteidigten diese Theorie oft beinahe mit Begeisterung und führten zum Beweis zahllose echte und eingebildete Fälle von regierungseigenem Terror an, von Andersonville über Tuskegee und dem Guantánamo-Lager bis hin zu der Behauptung, das Leitungswasser sei mit Fluorid vermischt worden. Ihre Erzählungen waren fast so etwas wie die Gutenachtgeschichten der Apokalypse, die uns mit einem winzigen, bizarren Hoffnungsschimmer in den Schlaf lullten, denn durch sie ergab die Welt auch jetzt noch auf seltsame Weise Sinn, und der Untod war keine neue, unverständliche Form des Bösen, sondern vielmehr die Fortsetzung des Wahnsinns und der Brutalität dieser Welt; wie Jackie Kennedy, die auf dem Kofferraum des Lincoln herumkrabbelt und versucht, diesen riesigen Klumpen festzuhalten, den Kopf ihres Mannes, der ständig hin- und hergeschleudert wird, oder wie die Bulldozer, die in Dachau ganze Berge von abgemagerten Körpern in riesige Gruben schieben. Ein seltsamer Trost, sicher, aber oft das Einzige, was uns blieb.

Die beliebteste Theorie jedoch – diejenige, an die auch ich glaubte, wenn auch nicht mit allzu großer Überzeugung – war die, dass das Ganze einfach nur ein schrecklicher Unfall gewesen

war. Nichts Bösertiges oder Kalkuliertes, einfach nur einer dieser guten alten menschlichen Fehler. Irgendjemand hatte irgendwo ein Reagenzglas fallen lassen. Ein Laboraffe hatte jemanden durch den Handschuh gebissen. Irgendwas, das tausend Tage nacheinander tausendmal am Tag passiert und nie ein tödliches Ende nimmt. Ich schätze, das war wohl das Szenario mit dem schwärzesten Humor, da es das Elend und den Tod von Milliarden von Menschen zum Ergebnis eines dummen menschlichen Fehlers machte, aber es bot dennoch seinen ganz eigenen, kalten Trost. Wenn all dies nur ein Versehen gewesen war, dann konnten wir vielleicht, falls es uns gelingen sollte, sämtlichen Zombies eine Kugel in den Kopf zu jagen – die einzige Möglichkeit, sie für immer außer Gefecht zu setzen – oder wenn sie am Ende einfach verrotten und verfallen würden – das hatten anfangs noch alle gehofft – wieder so leben wie früher. Wir waren nicht bösertig, nur dumm und ungeschickt. Wie die arme Pandora.

So sahen also einige der Theorien dazu aus, wie alles angefangen hatte. Aber was auch passiert war – und ich habe die exotischeren Alternativen, zum Beispiel den außerirdischen Infektionsherd, ausgelassen –, am Ende saßen wir alle im selben Boot. Fast ein Jahr, nachdem die erste Leiche sich wieder erhoben hatte, wurde die Welt von Untoten beherrscht, die ohne erkennbares Ziel umherwanderten – abgesehen davon, dass sie lebendige Menschen töteten und verspeisten. Die Untoten waren überall; eine neue, dominante Spezies, die den Platz der alten, ausgestorbenen einnahm. An Orten, die früher dicht von Menschen besiedelt gewesen waren, tummelten sich besonders viele wandelnde Tote, obwohl sie nie voneinander Notiz nahmen.

Die Lebenden hingegen fanden sich, wie sie es immer getan hatten, meist in kleinen Gruppen zusammen. Regierung, Gesellschaft und Kultur waren mit erschreckender Geschwindigkeit zerfallen, hatten sich sozusagen aufgelöst, als sich die Infektion ausbreitete. Schon nach wenigen Stunden war das Telefonnetz zusammengebrochen, sodass zu Tode erschrockene Anrufer keine Hilfe bei der Polizei oder anderen Rettungskräften

erhielten. Nach einigen Tagen gab es keinen Strom und kein Fernsehen mehr, und nach wenigen Wochen brach auch der Widerstand des Militärs und der Regierung zusammen, zumindest in den USA.

Aber die einzelnen Überlebenden fanden sich schnell zu kleinen Sippen zusammen, kleinen Gemeinschaften mit einer Hackordnung, Regeln und Gewaltenteilung, aber eben auch mit den kleinen Vorteilen, die das Leben mit anderen Menschen mit sich bringt – Kameradschaft, Unterhaltungen, Sex, jemanden, der einem die Hand hält, wenn man im Sterben liegt, oder jemanden, der einem eine Kugel in den Kopf jagt, wenn man als Zombie wieder aufersteht. (Wenn Sie je einen Zombie gesehen haben – und, Gott schütze Sie, ich hoffe es nicht, aber da Sie dies lesen, vermute ich eher das Gegenteil –, dann wissen Sie, dass dieser letzte Vorteil bestimmt nicht der unwichtigste ist.) Man muss kein verdammter Philosoph sein, um zu wissen, dass wir gesellige Tiere sind und es auch so lange bleiben werden, bis der letzte Zombie den letzten Menschen beißt und ihn mit sich in die Hölle hinabzertrt – die, wenn man sich die Zombies so ansieht, mit Sicherheit der ungeselligste Ort ist, den man sich nur vorstellen kann.

Nun ja, die Menschen haben eben schon immer Gemeinschaften gebildet, um zu überleben – und um das Überleben ein bisschen erträglicher zu gestalten. Ich aber nicht. Ich war allein. Und das war beschissen. Es war gefährlich, und es war beschissen.

Um die Mittagszeit näherte ich mich einer kleineren Stadt. Ich hatte meine Landkarten vor ein paar Tagen weggeworfen, nachdem ich die Suche nach meiner Familie endgültig aufgegeben hatte. Ich war mir ziemlich sicher, dass ich von nun an keine Verwendung mehr für Karten haben würde: Wenn es keinen Ort mehr gab, an dem ich sein wollte – und ich hatte beschlossen, dass es keinen mehr gab –, was machte es da für einen Unterschied, wo ich mich gerade befand? Davon abgesehen, hatte der Untergang der Zivilisation verheerende Verwüstungen mit allem angerichtet, was auf den Karten verzeichnet war: Ich schätze, die Flüsse und Berge waren noch dieselben, aber ganze

Städte waren verschwunden, Straßen waren mit kaputten Autos verstopft, und Brücken, Tunnel und Dämme waren gesprengt worden, um die randalierenden Horden der Untoten aufzuhalten. Solange mich diese Biester nicht erreichen konnten und ich noch eine Kugel für mich selbst übrig hatte, falls es irgendwann zum Äußersten kam, hätte ich mir ohnehin keinen besseren Ort erhoffen können.

Es war ein Tag im Spätfrühling, die Sonne strahlte, aber es war trotzdem nicht heiß, und alles wirkte viel freundlicher, heller und lebendiger als an anderen Tagen. Als ich mich umsah, dachte ich still, was für ein schöner Tag dies doch war, und vergaß seine offensichtlichen Mängel für einen Moment. Einen dieser Mängel konnte ich allerdings nicht so leicht ignorieren – meinen quälenden Hunger.

Ich war nie besonders scharf aufs Frühstück gewesen, und nachdem ich an diesem Morgen Daniel Gerard getötet hatte – einen Mann, der, wie ich selbst, nur nach etwas zu essen gesucht hatte –, hätte ich ohnehin keinen Bissen runtergekriegt. Ich hatte ein paar Vorräte in meinem Rucksack, aber wenn ich in dieser Gegend nach etwas Essbarem suchen und meine Vorräte aufsparen konnte, war dies sicher die klügere Alternative.

Die Untoten fürchteten sich nicht unbedingt vor dem Sonnenlicht – sie fürchteten sich vor gar nichts –, aber sie schienen es zu meiden, wenn man sie nicht gerade aufschreckte oder provozierte. Vielleicht tat es ihnen auf der Haut oder in den Augen weh, oder vielleicht spürten sie auch, dass es ihren Verfall beschleunigte, und es bereitete ihnen daher Unbehagen. Was es auch war, im hellen Licht des Tages konnte man auch durch Gegenden gehen, in denen man von Untoten umgeben war, ohne gleich eine größere Meute auf sich zu ziehen, solange man sich ruhig verhielt und sich in Windrichtung bewegte. Trotzdem wagte ich mich nie allzu weit in ein Stadtgebiet vor. Jetzt gerade wollte ich einfach nur etwas zu essen finden und vor Einbruch der Nacht wieder dort sein, wo sich Fuchs und Hase Gute Nacht sagten.

Nach allem, was ich gesehen hatte, waren zahlreiche Städte bis auf die Grundmauern abgebrannt, nachdem es keine Feuer-

wehkräfte mehr gab, die die unvermeidlichen Feuer hätten löschen können. Aber hier, sei es dank des Windes, des Regens oder schieren Glücks, standen viele Gebäude noch. Einige waren völlig ausgebrannt oder vom Feuer zerstört, und an allen waren die üblichen Anzeichen von Plünderungen, Einbrüchen und den letzten, verzweifelten Kämpfen zwischen Lebenden und Toten zu erkennen. Nur wenige Fenster waren noch ganz.

Auf den Straßen standen überall kaputte oder verlassene Autos. Vereinzelt lagen Leichen oder Leichenteile in äußerst fortgeschrittenen Verwesungsstadien herum, und Papier und totes Laub schwebten raschelnd auf einer sanften Brise durch die Luft.

Der Anblick der ausgebrannten Überreste einer Stadt war fast ebenso deprimierend wie die menschlichen Wracks, die als Zombies umherwanderten: Dies hätte ein Ort voller Leben sein sollen, aber stattdessen war es – im wahrsten Sinne des Wortes – ein Totenacker.

Ich fragte mich oft, weshalb inzwischen nicht mehr Tiere zu sehen waren, schließlich fraßen die Zombies sie nicht. Aber wohin ich auch ging, überall schien es nun noch weniger Tiere zu geben als früher, als die Menschen noch über die Erde regiert hatten. Ich hörte fast nie einen Vogel singen. Tauben und Eichhörnchen sah ich nur selten. Es schien beinahe, als seien auch die Tiere vor den Schrecken geflohen, als die Herren über das Tierreich starben, und als ließen sie deren Mausoleum nun so lange in Frieden, bis es vollständig zerfallen war und sie es, nach einer angemessenen Trauerzeit, wieder zurückerobern konnten. Ich weiß, dass diese Vermenschlichung ziemlich wahnhaft klingen muss, aber manchmal, wenn man sich ganz allein an einem dieser toten Orte befand, kam man gegen diese Gedanken nicht an.

Ich durchsuchte die Überreste einiger Läden, wagte mich aber kaum mal ein paar Schritte in die dunklen Gebäude hinein, da ich fürchtete, die Toten könnten in einem Hinterhalt lauern. Die Einrichtungen eines Juweliers und eines Modegeschäfts waren beinahe unangetastet – schon komisch, wie schnell sich in den letzten, chaotischen Tagen der Menschheit die Prioritäten verschoben hatten.

Dort sah ich vermutlich Hunderttausende von Dollar an Diamanten vor mir, unter die sich die Scherben der Glasvitri- nen gemischt hatten, in denen sie einst ausgestellt gewesen waren: Beide glitzerten in der Sonne, aber seit ein paar Monaten besaßen sie aufgrund radikaler, traumatischer Ereignisse auch denselben Wert. Ich stellte mir vor, dass im letzten Winter – dem ersten Winter in einer Welt, in der nun jede Jahreszeit mehr oder weniger tot war – der Schnee genauso leuchtend geglitzert hatte, als er hereinwehte und die Diamanten bedeckte, die in besseren Zeiten Hunderte von Bräuten geschmückt hätten. Ein kurzer Blick in einen Schnapsladen reichte, um zu erkennen, dass die Auswahl dort längst nicht mehr so groß war – die menschliche Natur und ihre Gelüste änderten sich nun mal nicht –, aber ich fand ein paar Schritte hinter der Tür noch eine Flasche billigen Bourbon, also griff ich zu und steckte sie ein. Ich hatte keine Ahnung, wann der Zeitpunkt kommen würde, an dem ich so unvorsichtig sein durfte, sie tatsächlich zu genießen, aber da ich sonst nicht viel zu tragen hatte, schien es mir durchaus einleuchtend, sie mitzunehmen.

Mir war klar, dass ich schon zu weit in die tote Stadt eingedrungen war, aber in der nächsten Straße hatte ich einen kleinen Supermarkt gesehen, in dem vielleicht noch Lebensmittel zu finden waren. Seine Fensterfront zeigte nicht in dieselbe Richtung wie die der Läden, die ich bereits durchsucht hatte, also würde es im Inneren zumindest heller sein. Die großen Schaufenster waren noch ganz, aber das Glas der Eingangstür war zerbrochen. Ich blickte die Straße hinauf und hinunter, und da sich nach wie vor nichts regte, betrat ich den Laden.

Ich war auf der Suche nach Cremetörtchen. Als die letzte Krise der Menschheit begann, hatten sich die Menschen instinktiv mit Konserven eingedeckt: Ich glaube, Dosenfleisch hat sich für immer und ewig als *das* Nahrungsmittel der Apokalypse in unser kollektives Gedächtnis eingebrannt. Anfangs kauften die Menschen einfach alles, was in Dosen zu haben war, aber dann, nach nur wenigen Tagen, als Bargeld völlig wertlos wurde und die Läden nicht einmal mehr geöffnet waren, fielen die Stärkeren über die Schwächeren her und rafften zusammen,

was sie kriegen konnten. Seit ich auf Nahrungssuche war, war mir keine einzige Konserve in irgendeinem Laden begegnet: Dosen fand man nur noch in Wohnhäusern, und selbst dort waren sie mittlerweile sehr rar. Für den Moment waren also Cremetörtchen der Snack der Wahl. Was ich tun würde, wenn sie irgendwann ungenießbar und meine letzten Konserven aufgebraucht waren, war eine Frage, mit der ich mich erst in ein paar Monaten beschäftigen musste und die daher in meinen Notfallplanungen längst noch nicht vorkam.

Keine Ahnung, ob die urbanen Legenden, die besagten, Twinkies und diese kleinen, pinkfarbenen Schneeball-Törtchen würden sogar eine Atomexplosion überstehen, tatsächlich der Wahrheit entsprachen, aber sie und ihre Artgenossen hatten auf jeden Fall ein Haltbarkeitsdatum von weit über einem Jahr, wenn die Schachtel noch geschlossen und man nicht besonders empfindlich war – und das war ich inzwischen definitiv nicht mehr.

Im zweiten Gang stieß ich auf eine wahre Schatztruhe, und als ich sah, dass keine Törtchen mit Schokolade mehr da waren, musste ich lächeln: Einige Prioritäten änderten sich wohl bis zum letzten Atemzug der Menschheit nicht. Vorsichtig ging ich zum Regal hinüber, riss die Schachteln auf, schaufelte ein paar der abgepackten Cremetörtchen in meinen Rucksack und machte mich daran, an Ort und Stelle alles in mich hineinzustopfen, was ich nicht tragen konnte. Ich leckte gerade weiße Cremefüllung von meinen Fingern, als ich das krachende Geräusch eines Schuhs hörte, der auf zerbrochenes Glas trat.



## Kapitel 2

Der Zombie stand etwa vier Meter von mir entfernt am Ende des Twinkie-Gangs. Mit den typischen langsamen, steifen Bewegungen der Untoten wankte er auf mich zu. Er war mal ein Mädchen im Teenageralter gewesen, blond und hübsch, sofern ich das jetzt noch beurteilen konnte. Sie trug die Highschool-Lederjacke ihres Freundes, die ihr viel zu groß war. Ihr Mund bewegte sich lautlos, nur das Klackern ihrer blutigen, gelben Zähne war zu hören.

Die Jacke war offen, die untere Hälfte ihres T-Shirts war zerrissen und blutgetränkt, und auch ihre Jeans hatte sich bis kurz unter den Knien mit Blut vollgesogen. In ihrem Unterleib klaffte eine riesige, etwa dreißig Zentimeter lange Wunde. Sie hatten ihr sämtliche Organe herausgerissen, als sie sie getötet hatten. Sie stöhnte nicht, wie Zombies das normalerweise taten, weil sie keine Lungen mehr hatte. Man konnte direkt auf ihre Rippen und ihre Wirbelsäule sehen. Anders als bei den Wunden lebendiger Menschen glänzte oder tropfte nirgendwo Blut; ihres war dunkel, vertrocknet und verkrustet, wie bei den Mumien, die ich in Museen gesehen hatte.

Der Zombie kam näher, langsam, aber unerbittlich. Trotzdem konnte ich meinen Blick nicht von diesem schrecklichen, fleischgewordenen Sinnbild der Sterblichkeit abwenden. Man sah die unterschiedlichsten Wunden bei den lebenden Toten, aber manche lösten trotzdem noch einen Schock aus, eine Art ehrfurchtsvollen Schauer angesichts des Wunders des Lebens und des entsetzlichen Mysteriums des Todes. Teilweise staunte man auch nur über den perversen Willen, mit dem die Zombies, trotz ihrer schrecklichen Verstümmelungen und ihres Verfalls, am »Leben« festhielten: Wieso konnten sie sich nicht einfach hinlegen und sterben? Ruht euch doch einfach aus, verdammt, und quält euch nicht mehr. Asche zu Asche, Staub zu Staub – so sollte es eigentlich sein, aber dies war eine absolut widerliche Verunglimpfung der Natur.

Am schlimmsten war jedoch, dass man sich nicht gegen das

Mitleid wehren konnte, das krampfartig aus dem eigenen, tiefsten Inneren aufstieg und einen dicken Kloß in der Kehle bildete, wenn man sich überlegte, wie grauenvoll, würdelos und ungerecht der Tod dieser Menschen doch gewesen war. Sicher, Menschen – selbst junge und schöne – starben bei Autounfällen, an diversen Krankheiten, in Kriegen oder durch furchtbare Verbrechen, und manchmal wurden ihre jungen, gesunden Körper dabei auch verstümmelt und zerfetzt. Diese Todesfälle waren schon ohne Wut und Verzweiflung nur schwer zu ertragen. Aber niemand sollte wie ein Fisch ausgenommen oder wie ein Tier abgeschlachtet und dann wie ein verdammtes Stück Dörrfleisch zum Trocknen liegen gelassen werden. Man musste fast jeden Tag irgendwelches beschissenes Zeug ertragen, aber wenn man weiterhin ein Mensch sein wollte, dann musste man sich, im tiefsten Inneren, einfach bewusst machen, dass einige Dinge auch jetzt noch schlichtweg falsch waren und einen regelrechten Urschrei loslassen, um seine entsetzliche Abscheu auszudrücken. Und das, worauf ich an diesem wunderschönen Frühlingstag in diesem Supermarkt starrte, war so falsch, wie es nur sein konnte.

Da war es wieder, dieses verfluchte Tausend-Yard-Starren, dieser Tunnelblick, der mich irgendwie von der Welt abgrenzte und mich dazu verführen wollte, einfach alles loszulassen.

Zu meiner Linken hörte ich ein Brüllen und drehte mich um. Über den Regalen, die, wie in diesen kleinen Lebensmittelmärkten üblich, etwa bis auf Kinnhöhe reichten, sah ich etwas, das ich nur als haarlosen Bären beschreiben kann, der seine Arme nach vorne ausgestreckt hielt und in bester Frankenstein-Manier auf mich zutorkelte. Ich hätte jeden Eid geschworen, dass das Ding in seinem menschlichen Leben ein professioneller Wrestler gewesen war – er wog um die 160 Kilo und war fast einen Kopf größer als ich, und sein ganzer Körper war voller Tätowierungen, obwohl sein Fleisch nun von grauen Flecken übersät war, die die meisten Kunstwerke verdeckten.

Er krachte in die Regale, die umkippten und auf mich und den anderen Zombie stürzten. Ich fiel nach hinten und wurde gegen die anderen Regale gedrückt, während das Ungeheuer mit seinen

verfaulten Nägeln nach meinem Gesicht tastete; wegen der umgestürzten Regale kam es allerdings nicht näher an mich heran. Das Zombiemädchen schien weniger festzustecken als ich, und bewegte sich noch immer mit klackernden Zähnen auf mich zu.

Das oberste Regalbrett drückte mir direkt auf den Brustkorb, sodass ich kaum atmen konnte und nur schwer an meine Waffe herankam, und selbst wenn ich sie erreicht hätte, hätte ich sie nicht bis auf Augenhöhe eines der beiden Zombies heben können, um ihnen den nötigen Kopfschuss zu verpassen. Ich hatte nicht genügend Hebelkraft, um das Regal von mir zu stoßen, und war mir ohnehin nicht sicher, ob ich es überhaupt geschafft hätte, da der Zombie viel größer war als ich.

Mit ungeheurer Anstrengung erreichte ich das Pistolenhalfter in meinem Kreuz und zog meine .357 Magnum heraus. Ich würde aus der Hüfte schießen müssen. Ich feuerte, und durch den dröhnenden Knall der Magnum klingelten mir die Ohren. Die Fensterscheibe hinter dem größeren Zombie zersprang, als die Kugel durch seinen Torso flog. Einen Zombie erledigt man nur mit einer Kugel in den Kopf, aber diese ließ ihn immerhin so weit zurücktaumeln, dass ich das Regal von mir stoßen konnte. Der Zombie stürzte sich schon wieder nach vorne – und ich steckte ihm den Lauf in den Mund und drückte ab. Seine Arme flogen in die Luft, als er herumwirbelte und mit dem Gesicht voraus zu Boden fiel – sein Hinterkopf war zerfetzt.

Ich drehte mich um, als mich das Zombie-Mädchen an der Schulter packte. Das war's. In der nächsten Sekunde würde sie mir ihre Zähne ins Fleisch hauen, und es würde keine Rolle mehr spielen, ob ich sie erschoss oder nicht: der Biss würde mich töten und innerhalb weniger Stunden oder Tage in einen Zombie verwandeln.

Ich zerrte sie an den Haaren, befreite mich aus ihrem Griff, rammte ihr den Pistolenlauf unters Kinn und riss dann ihren Kopf schräg nach unten, sodass sie mich nicht ansehen konnte. »Es tut mir leid«, sagte ich mit rauher Stimme, als ich abdrückte. Die graue Pampe, die einmal ihr Hirn gewesen war, spritzte auf die Überwachungskamera unter der Decke und über das Zigarettenregal über dem Verkaufstresen.

Ich stieß sie von mir, und sie fiel krachend zu Boden. Ich schnappte nach Luft und war schweißgebadet. Als ich meinen Rucksack aufhob, warf ich ihr einen letzten Blick zu. Glücklicherweise bedeckte ihr langes Haar ihr Gesicht. Ich legte die eine Seite der viel zu großen Jacke über ihren Bauch. Was war das nur für eine Welt, in der es als ungewöhnlich freundliche Geste galt, den herrlichen Leichnam zu bedecken, den ich aus einer Kreatur gemacht hatte, die einst ein 45 Kilo schweres Mädchen gewesen war.

Als ich mich erhob, hörte ich irgendwo hinter dem Klingeln in meinen Ohren ein Stöhnen, und plötzlich wurde mir eiskalt. Ein Zombie schwankte bereits durch das zersplitterte Fenster, mindestens zehn näherten sich der zerstörten Ladenfront und ich wusste, dass Dutzende von ihnen ganz in der Nähe und noch Hunderte mehr dort draußen waren.

Langsam aber sicher schien es wohl an der Zeit zu sein, dass ich eine Kugel schluckte. Wenigstens würde ich dann Gott treffen und ihn fragen können, was diese ganze Scheiße eigentlich sollte. An manchen Tagen, etwa, wenn ich das Gehirn eines Teenagers über die ganze Decke verteilte, hätte ich noch nicht einmal etwas dagegen gehabt, den *anderen* Typen zu treffen. Beim guten alten Luzifer schien man wenigstens zu wissen, woran man war.

Ich bahnte mir einen Weg zum Hinterausgang des Ladens, steckte die Magnum wieder ins Halfter, warf mir den Rucksack über die Schulter und zog meine Glock heraus. Die Magnum war gegen Zombies ohnehin schamlos übertrieben, und da ich bereits drei der sechs Kugeln verschossen und keine Zeit hatte, sie neu zu laden, würde das 17-Schuss-Magazin der 9-Millimeter meine geringen Chancen immerhin ein wenig verbessern. Ich war der wachsenden Zombiehorda, die nun beinahe den ganzen Laden ausfüllte, nur ein paar Schritte voraus. Wenn ich die Hintertür nicht öffnen konnte oder davor noch mehr von ihnen auf mich warteten, dann war alles aus. Einen Kampf in einem abgeschlossenen Raum sollte man mit ihnen besser nicht riskieren: Wenn sie sich deinen Waffenarm schnappen, kannst du dich nicht mehr selbst erschießen.

Der nächste Zombie befand sich in dem Gang, der zur Hintertür führte, vielleicht fünf Meter von mir entfernt. Direkt hinter ihm standen noch weitere, und dahinter wankten immer mehr geradewegs auf mich zu – alte Frauen in Morgenmänteln, Männer in Anzügen, Jugendliche in kurzen Hosen, Männer und Frauen in Schürzen oder Uniformen. Die meisten waren Weiße, aber es gab auch ein paar Schwarze, Latinos und Asiaten. Normalerweise taumelten sie nur durch die Gegend, ohne Notiz voneinander zu nehmen, aber ihr Hunger hatte sie in einer Weise vereint, die, wären sie alle noch am Leben gewesen, wirklich erstaunlich gewesen wäre. Die Gattung Mensch hatte endlich den Rassismus überwunden. Zu dumm, dass wir unseren Intellekt verlieren und uns in hirnlose Kannibalen verwandeln mussten, um das zu erreichen. Die Plausibilität dieser ganzen Apokalypse-/Jüngstes-Gericht-Theorie kam mir wieder in den Sinn, als ich mich von ihnen abwandte und nach der Türklinke griff.

Es war eine große schwere Metalltür. Für mich war das ein riesiger Vorteil – ebenso wie die Tatsache, dass sie sich nach innen öffnete. Für die Untoten verringerte genau dies hingegen die Chancen, dass sie heute doch noch etwas zum Mittagessen bekamen. Bevor der erste Zombie begriff, dass er den Riegel nach unten drücken und dann den Griff zu sich heranziehen musste, pressten die anderen längst von hinten gegen ihn, sodass die stöhnende, sich windende Meute ihn beinahe an der Tür zerquetschte. Die einzige Möglichkeit für die Horde, mir dann noch durch die Tür zu folgen, war, dass die Zombies in den hinteren Reihen das Interesse verloren, sodass der Druck auf den ersten Zombie nachließ und er die Tür zurückziehen konnte. Wenn man ihr monomanisches Verhalten und ihre Unfähigkeit, sich zu langweilen oder ablenken zu lassen, in Betracht zog, konnte das Stunden, wenn nicht gar Tage, dauern.

Ich drückte die Klinke und zog daran. Ich konnte es mir nicht erlauben, die Gasse hinter dem Laden erst einmal genau zu untersuchen, bevor ich hinausging: So lange mich nicht sofort eine knochige Hand packte, würde ich durch diese Tür gehen.

Keine knochige Hand.

Ich trat durch die Tür und schloss sie hinter mir.

Mit der Linken zog ich mein Messer – dieses Mal allerdings nicht das mit der dünnen Klinge zum Augen ausstechen, sondern das Crocodile-Dundee-mäßige, das sich bestens dazu eignete, eine grabschende Hand abzuhacken oder einem Zombie mit dem Knauf den Schädel einzuschlagen. Nach wenigen Sekunden hörte ich, wie die Toten im Inneren gegen die Tür donnerten, aber genau wie ich vermutet hatte, gab es keinerlei Anzeichen dafür, dass sie sich auch öffnen würde.

Vom Ende der Gasse aus schwankten mehrere Zombies auf mich zu, die so laut stöhnten, dass sie sicher noch weitere anlocken würden. Mir blieb nichts anderes übrig, als in die entgegengesetzte Richtung zu verschwinden, obwohl ich so vermutlich noch weiter in die Stadt vordrang, und das war eigentlich noch ungünstiger. Aber wieder einmal hatte ich nicht wirklich eine Wahl. Also rannte ich, bis die Gasse eine Straße kreuzte.

Jetzt waren die Zombies überall, aber die meisten strömten auf der linken Seite zu der Stelle, an der ich die ersten Schüsse abgefeuert hatte. Je weiter ich mich von diesem Zombiemagneten entfernte, desto weiter stiegen meine Chancen, besonders, wenn ich es schaffte, nicht noch einmal zu schießen.

Ich drehte mich um und rannte die Straße hinunter. Ich wich den vereinzelt Untoten aus und kam nur einmal so nahe an einen heran, dass ich tatsächlich gegen ihn kämpfen musste. Es war eine ältere Frau, die vor einem Van auf dem Gehweg auftauchte, als ich zwischen dem Fahrzeug und dem Gebäude hindurchrannte. Man hatte ihr das Ohr abgebissen, und ihr Haar klebte mit dem Blut an der linken Seite ihres Kopfes.

Sie streckte ihren linken Arm nach mir aus, um mich zu packen, obwohl fast das ganze Fleisch an ihrem Unterarm zerfetzt war, sodass man sehen konnte, wie sich die Knochen und Sehnen bewegten. Ihr seelenloses Stöhnen war ein Alarmsignal für sämtliche Zombies der Umgebung.

»Stirb, du Schlampe!«, knurrte ich, während ich meine linke Hand so schnell wie möglich nach oben riss und ihr die Klinge

so tief ins Kinn trieb, dass die Spitze durch ihre zerfallene Schädeldecke stieß. Ich zog das Messer schnell wieder heraus, und der Zombie fiel zu Boden. Zum ersten Mal an diesem Tag verspürte ich ein Hochgefühl, und beinahe hätte ich auf ihre Leiche gespuckt. Meine Reaktion jagte mir selbst einen Schauer über den Rücken. Für Mordlust galt dasselbe wie für das Tausend-Yard-Starren: wenn sie einen erst erfasst hatte, schwanden die Überlebenschancen, denn sie führte zu Leichtsinn und tollkühnem Verhalten. Ich wollte nur noch aus dieser verdammten Stadt raus und einen einigermaßen sicheren Ort finden, bevor ich noch tiefer in diesen oder irgendeinen anderen Wahnsinn abdriftete.

Ich kam zügig ohne weitere Zwischenfälle voran; ich rannte nicht zu schnell, konnte meine Kräfte schonen und musste keine weiteren Schüsse mehr abfeuern, die noch mehr Zombies angelockt hätten. Über fast einen ganzen Häuserblock konnte ich von Autodach zu Autodach springen und so den Klauen der Toten entgehen.

Ich rannte einen Hügel hinauf, auf dessen anderer Seite die Straße wieder leicht abfiel und in einer kreuzenden Straße mündete, hinter der ein Park am Ufer eines ziemlich großen Flusses lag. Der Park schien sich auf das andere Flussufer auszudehnen, und dahinter erkannte ich einige niedrigere Gebäude als die, die in dem kleinen Stadtkern standen, in dem ich mich momentan befand. Die Brücke, die über den Fluss führte, lag einen Häuserblock entfernt zu meiner Linken. Ich musste nur dorthin und über die Brücke rennen und wäre außerhalb der Innenstadt und auf dem Weg in die Vororte.

Als ich mich jedoch nach links wandte, hörte ich hinter mir ein Stöhnen. Auf der Straße, die am Fluss entlangführte, kamen wenigstens hundert Zombies auf mich zu.

Vor Einbruch der Nacht musste ich sie weit hinter mir gelassen haben, was an sich noch kein allzu großes Problem darstellte. Die Zombie-Höchstgeschwindigkeit schien bei etwa zwei Meilen pro Stunde zu liegen, sodass man in relativ kurzer Zeit allein durch etwas schnelleres Gehen – vorausgesetzt, man traf unterwegs nicht auf weitere Hindernisse – einen großen Abstand

zu ihnen aufbauen und sich leicht außerhalb ihrer Sichtweite bringen konnte. Sie waren von Natur aus keine Herdentiere, und vielleicht sagt das ja einiges über uns Menschen aus – ich weiß es nicht. Sie verfolgten alle dasselbe Ziel, und das änderte sich nie: jemanden zu finden, den sie töten und fressen konnten. Aber sie fanden sich nie zu einer richtigen Herde, geschweige denn einem Rudel, zusammen; sie waren vielmehr unabhängige Individuen, die zufällig zur selben Zeit in dieselbe Richtung gingen. Und wenn der Mob dich nicht mehr sehen konnte, löste er sich allmählich wieder auf. So furchteinflößend eine Meute von hundert Zombies also auch aussehen mag, wenn man in Bewegung bleibt, ist sie nicht annähernd so gefährlich wie eine kleine Gruppe in einem abgeschlossenen Raum – wie die, der ich eben im Supermarkt gegenüber gestanden hatte.

Ich rannte weiter und schaffte es bis zur Brücke. Sie war ziemlich niedrig und breit, mit vier Fahrspuren und einem Gehweg auf jeder Seite. An meinem Ende war eine Barrikade errichtet worden: Zwei Humvees parkten quer über die Fahrbahn; sie waren mit ein paar Polizeiautos, Sandsäcken, Betonabsperungen und Stacheldraht verstärkt. Die Barrikade schien ihren Zweck, welcher es auch gewesen sein mochte, voll und ganz erfüllt zu haben, denn die Fahrzeuge versperrten die Brücke nach wie vor sehr effektiv. Offensichtlich waren sie seither nicht mehr bewegt worden, und es gab auch keinerlei Anzeichen für einen Brand oder eine Explosion, wie man sie sonst an solchen Schauplätzen sah.

Die Maschinengewehre waren aus den Humvees entfernt worden. Vermutlich war das sogar mein Glück, falls ich in Versuchung geraten sollte, Rambo zu spielen und den herantorkelnden Zombiemob mit einer vollautomatischen Waffe niederzumähen – eine Taktik, die für diejenigen, die diese Sperre errichtet hatten und wahrscheinlich sehr viel besser ausgebildet gewesen waren als ich, ganz offensichtlich nicht aufgegangen war. Es hätte mir zwar ganz sicher eine Zeit lang Befriedigung verschafft, war aber viel gefährlicher, als sich einfach zurückzuziehen, da der Lärm nur noch mehr Zombies angelockt hätte – auf beiden Seiten des Flusses.

Wie üblich, wenn man auf ein Schlachtfeld traf, lagen auch hier nicht viele Leichen herum, da die meisten wohl einfach aufgestanden und fortgegangen waren, aber vor der Barrikade waren ein paar Opfer zurückgeblieben. Die meisten waren Zivilisten, andere trugen Polizei- oder Militäruniformen. Abgesehen von einem leichten Hauch, der in jeder Stadt der Toten üblich war, lag kein Verwesungsgeruch in der Luft, da die Leichen – anders als Zombies – fast vollständig verrottet waren.

Außerdem war es unmöglich nachzuvollziehen, was sich auf diesem Schlachtfeld konkret abgespielt hatte – ich nehme an, das gilt für alle Kriege, aber der Krieg gegen die Untoten war der einzige, den ich kannte: Wie viele hatten hier gekämpft, wie viele waren gestorben? Sollte die Barrikade die Untoten auf dieser Seite des Flusses halten oder sie daran hindern, vom anderen Ufer herüberzukommen?

Nun, all dies schien momentan ziemlich irrelevant. Hier gab es nur noch ein paar Fahrzeuge und leblose Körper, und rundherum wuchs Unkraut aus den Rissen im Straßenbelag. Es war ja nicht so, dass eines Tages Menschen hierher kommen würden, um ein Denkmal zu errichten, so als sei dies eine Art Gettysburg oder die Normandie. Dies war nur einer von vielleicht zehntausend Orten, an dem die menschliche Rasse ausgespielt hatte. In wenigen Jahren wäre er nichts weiter als eine Lagerstätte der Neandertaler, an der man ein paar Speerspitzen fände – seltsame, schlecht verarbeitete Überbleibsel einer Gattung, die einfach nicht das hatte, was man zum Überleben brauchte.

Ich blickte zurück, als ich über die Barrikade kletterte. Obwohl sie, auf lange Sicht, fürs Überleben recht gut gerüstet zu sein schienen, fielen die Untoten momentan ziemlich weit hinter mir zurück. Die Straßensperre würde sie wahrscheinlich lange genug aufhalten, dass ich bereits weit außerhalb ihrer Sichtweite war, bevor die Ersten hinüberkletterten, und dann würden sie sich einfach auf den Boden setzen und mich völlig vergessen.

Ich rannte über die Brücke. Aufgrund der zahlreichen Autowracks war es unmöglich, bis ans andere Ende zu sehen, aber ich erkannte nirgendwo Anzeichen für weitere Zombies und fing

schon beinahe an, mich wieder etwas zu entspannen. Ich sah auf das Wasser hinunter; kristallklar sprudelte es aus der Mitte des Flusses ans andere Ufer; auf der Seite, von der ich kam, war es flacher. Ich duckte mich noch zwischen ein paar Autos hindurch und erreichte schließlich die andere Seite der Brücke. Die Barrikade konnte ich zwar nicht mehr sehen, aber ich war mir sicher, dass die Untoten sie noch nicht überwunden hatten.

Rechts von mir lag der Park, den ich bereits von der anderen Seite aus gesehen hatte, aber zu meiner Linken befand sich ein Parkplatz, an dessen Ende eine hohe Ziegelmauer stand, die leuchtend hell angestrichen war. Sie verlief vom Fluss aus am Parkplatz entlang und endete an einem großen, ungleichmäßig geformten Ziegelgebäude, das etwa drei Stockwerke hoch war. In einem Mauerstück auf dem Parkplatz befand sich ein großes Metalltor, und auf die Mauer selbst hatte jemand die Worte »SUCHST DU LEBEN UNTER DEN TOTEN?« aufgesprayt. Ich wünschte mir, ich hätte Zeit gehabt, darüber nachzudenken, denn es war schon eine Weile her, dass ich, außer mir selbst, jemanden gehabt hatte, dem ich solch abstrakte Fragen hätte stellen können, aber diesem Wunsch des Philosophierens stand ein nicht zu übersehendes Hindernis im Weg – eine Zombie-meute, vermutlich um die zweihundert Mann, die sich vor der Mauer versammelt hatten und sich dagegen drängten.

Noch hatten sie mich nicht gesehen. Sie schienen ziemlich auf die Mauer fixiert zu sein, und das offensichtlich schon seit einiger Zeit, denn während sie umherliefen, ließen sie weder ein Stöhnen vernehmen noch wirkten sie in irgendeiner Weise aufgeregt.

Auf dieser Seite war die Straße nicht mit kaputten Autos verstopft, hinter denen ich mich hätte verstecken und dabei hoffen können, nicht gesehen zu werden. Ich musste über eine leere Straße laufen, weniger als fünfzig Meter von ihnen entfernt. Trotzdem – wenn ich einfach losrannte, war meine Situation hier auch nicht schlechter als mit dem anderen Mob zuvor: Ich musste einfach so lange rennen, bis sie mich nicht mehr sehen

konnten, und erst anhalten, wenn ich mich in einer sichereren Gegend befand. Entweder das, oder ich musste von der Brücke in den Fluss springen. Obwohl es aussah, als könnte man den Sprung überleben, ließ mich die Aussicht, mir den Knöchel zu verstauchen, meine gesamten Vorräte und meine Ausrüstung zu verlieren und irgendwo stromabwärts wieder aufzutauchen, wo es vielleicht genauso schlecht aussah, zu dem Schluss kommen, dass dies nicht unbedingt die bessere Lösung war.

In der Absicht, so weit wie möglich zu kommen, bevor sie die Verfolgung aufnahmen, sprintete ich los. Aber wie befürchtet, hörte ich schon nach wenigen Metern ein kollektives Stöhnen, und die Jagd begann. Sie drehten sich beinahe geschlossen um und taumelten auf mich zu. Ich rannte weiter. Plötzlich tauchte eine weitere Gruppe aus einem kleinen Wäldchen hinter einem der Gebäude im Park auf. Es war nur etwa ein Dutzend, also nicht annähernd so viele wie der Zombiemob an der Mauer, aber es war ihnen trotzdem mit ein paar schlurfenden Schritten gelungen, mir komplett den Weg abzuschneiden.

Ich blieb stehen. Entweder musste ich jetzt nach rechts in den Park abbiegen und hoffen, dass die Bäume nicht noch ein paar Überraschungen für mich bereithielten, oder wieder umdrehen und doch noch in den Fluss springen. Beides gefiel mir nicht besonders.

»Hey, du da!«, hörte ich eine Megafon-Stimme. Die Zombies machten eine Marschpause, und ich blickte mich um. Über der hohen Ziegelmauer tauchten auf beiden Seiten des Tores zwei Plattformen auf, die aussahen wie eine Scherenhebebühne, mit deren Hilfe man früher hohe Gebäude angestrichen oder Fenster geputzt hatte. Auf jeder Plattform standen zwei Männer – zusammen mit den .50 Maschinengewehren aus den Humvees. Auf der Plattform rechts von mir stand der Typ mit dem Megafon. Ich hatte seit Wochen keine Menschenseele gesehen, und diese vier waren, selbstredend, ein höchst willkommener Anblick.

Für einen Moment standen die Zombies wie angewurzelt da. Dies war einer der zahlreichen Nachteile, wenn man quasi keinen funktionierenden Intellekt mehr besaß – mit multiplen

Bedrohungen konnten sie überhaupt nicht umgehen, und auch das Umschalten von einem Ziel auf ein anderes machte ihnen Schwierigkeiten. Sie blickten zu ihren Feinden an der Mauer hinauf, dann wieder zu mir, und dabei schwankten sie unentschlossen hin und her. Auch ich war wie erstarrt und hatte keine Ahnung, was ich tun sollte. Von den Männern trennten mich nach wie vor an die zweihundert Zombies, die nun eine mehr oder weniger halbmondförmige Wand aus verrottendem Fleisch bildeten und ihre Arme nach mir ausstreckten.

»Geh zum Tor rüber«, rief der Typ mit dem Megafon. »Wir kommen zu dir.«

Er klang zuversichtlich, und das gesamte Auftreten der vier ließ auf eine umfangreiche Planung und Ausrüstung schließen, ganz so, als hätten sie das schon einmal gemacht, aber ich war nach wie vor nicht allzu begeistert davon, mich direkt auf eine Meute hirnloser Kannibalen zubewegen zu müssen. Ich machte ein paar vorsichtige Schritte nach vorne, und wieder kamen die Zombies auf mich zu. Dann hörten wir alle das Knarren des Tores, als sich einer seiner Flügel zur Seite schob.

Einmal mehr wirkten die Zombies verwirrt, und einige in den hinteren Reihen drehten sich zum Tor um. Ich ging noch ein paar Schritte nach vorne, und plötzlich stürmten ungefähr zwanzig Leute durch das Tor. Wie der Typ auf dem kleinen Kran schienen sie ziemlich diszipliniert und gut organisiert zu sein, und sie stießen ein lautes »Arrrrrr!« aus, als sie die Zombies angriffen. Sie sahen aus wie die verrückten, postapokalyptischen Dorfbewohner in *Mad Max 2 – Der Vollstrecker*: Sie alle trugen improvisierte Rüstungen in der einen oder anderen Form – Football-Schutzausrüstungen, Paintball- und Festmasken, Teile von Autoreifen, die sie sich an Arme und Beine gebunden hatten, sowie Radkappen und Mülltonnendeckel als Schutzschilde. Sie stürzten sich mitten in die Zombiemeute und schwangen Schläger, Knüppel, Macheten, Äxte und Schaufeln – einfach jede Art von Nahkampfwaffe, mit der man einen tödlichen Schlag auf den Kopf landen konnte.

Die Zombies waren nun vollkommen verwirrt und wichen allmählich vor ihren Angreifern zurück. Ich war beeindruckt und

sehr dankbar für den Mut dieser Leute, aber ich wusste nicht, wie genau sie mir damit einen Weg bahnen wollten.

Auf den Kranplattformen schwangen die Männer ohne Maschinengewehre offensichtlich irgendetwas an einem Seil hin und her, wie bei einer Schleuder. Es schien jedoch etwas Größeres zu sein, denn sie benutzten beide Arme, so als wollten sie einen Hammer werfen. »Feuer!«, befahl der Mann am Megafon, und sie ließen ihre Geschosse los, die zu beiden Seiten durch die Menge sausten und kurz vor mir niedergingen. Als sie auf dem Boden aufschlugen, hörte ich einen lauten Knall, dem ein plätscherndes Geräusch folgte. Ich war mir zwar nicht ganz sicher, aber ich vermutete, dass ich langsam verstand, was sie vorhatten, und so trat ich ein paar Schritte zurück.

Nachdem die Männer ihre Geschosse abgeworfen hatten, spannten sie brennende Pfeile in Bogen, und von meinem Standpunkt aus wirkte es, als zielten sie damit genau in meine Richtung. Außerdem drang ein Hauch an meine Nase, den ich seit Jahren nicht gerochen hatte – dieser Geruch, den man stets mit Sommerabenden in Verbindung brachte, wenn Dad nach draußen ging und den Grill im Garten anzündete. Ich wich noch weiter zurück, als sich die Zombies wieder auf mich zubewegten.

»Feuer!« kam erneut der Befehl von dem Kerl auf dem Kran, und die Pfeile flogen von beiden Seiten direkt vor mir in die Zombiemeute. Ich machte mich ganz klein, legte meine Arme über das Gesicht und hoffte im Stillen, dass diese Leute wussten, was sie taten.